Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 52 (1972-1973)
Heft: 3

Artikel: Paul Valéry zwischen Geschichte und Staat
Autor: Kahl, Konrad
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-162749

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KONRAD KAHL

Paul Valéry zwischen Geschichte und Staat

«L'histoire ... ne nous permet guère de prévoir; mais ... elle peut nous aider à mieux voir.»

«En toute matière ce qui m'intéresse, c'est cette transformation par laquelle le chaos devient maniable par l'homme.»

«Je me suis mis à l'ouvrage, c'est-à-dire à réfléchir.»

Geschichte wider Willen

Beschäftigung mit Geschichte und Staatskunst geschieht Paul Valéry wider eigne Natur. «Je ne sais presque rien de la politique pratique, où je présume que l'on trouve tout ce que je fuis.» Der Blick für die Verlockung zur Tat geht ihm keineswegs ab; doch findet man den Dichter nie als Neider der tatkräftig ins praktische Leben Eingreifenden. Dem Freund André Lebey ruft er 1938 nach: «Ich liebte an ihm mehr als eine Neigung, die mir fehlt, sowohl jene für öffentliches Handeln, die mir nie eigen gewesen, als auch jene für das Lesen, die ich längst verloren.» Wie Chamfort weiss er, «dass man die Menschen mit dem Kopf regiert und nicht mit mildem Herzen Schach spielt».

Wie aber könnte sich ein nachdenklicher Franzose kritischer Erhellung seiner eignen Lebenszeit durch dauerndes Befragen der Geschichte entziehen, der 1871, im Jahr der Besiegelung einer Niederlage zur Welt kam, auf der Höhe seines Schaffens stand, als 1918 der einstige Sieger besiegt wurde und dessen letzte sechs Lebensjahre wiederum durch Bedrohung, Krieg und fremde Besetzung überschattet waren? Paul Valéry hat sich der Auseinandersetzung mit der Geschichte Frankreichs und Europas nicht gestellt, weil er im Bann historischer Forschung lebte. Naturwissenschaftlich ungewöhnlich begabt – «pour moi les mathématiques sont souvent de l'opium» – fand er sich durch das politische Geschehen seiner Zeit zum Verstehen herausgefordert und, wo es ihm möglich schien, zu logischem Folgern berufen. Leidenschaftlich am Alltag beteiligt wie die Royalisten Charles Maurras und Jacques Bainville oder den konservativ-«rassistischen» Maurice Barrès wird man ihn allerdings nie finden.

Paul Valéry möchte an die Geschichte mit den zuverlässigen Mitteln der Naturwissenschaft herangehen, ähnlich wie Emile Zola 1865 aus Claude Bernards Buch «Introduction à la médecine expérimentale» die Methode des Romanschreibens ableiten zu können hoffte. Durch seine ganze auf Erprobung der Vernunft hin grossartig angelegte Natur geht angesichts des

Weltgeschehens in seiner Zeit ein gefährlicher Bruch. Am 12. Mai 1945, zwei Monate vor seinem Tod, trägt er unter «Ultima Verba» ein: «jamais: à quoi bon?» Dieser befehlenden Warnung hat er insofern nachgelebt, als er jede Erkenntnis sogleich in Frage stellte und, mit Dante – modern und nicht mittelalterlich-scholastisch –, den Zweifel dem Wissen ebenbürtig sah: «non men che saver, dubbiar m'aggrata» (Inferno, I, XI, 93). Sein Credo: «J'ai eu foi dans le scepticisme.» Zwiespältig steht er vor der Geschichte; er verspottet sie wie Goethe: «Und doch kann eigentlich niemand aus der Geschichte etwas lernen, denn sie enthält ja nur eine Masse von Torheiten und Schlechtigkeiten.»

Das ihn persönlich bedrängende Zeitgeschehen verwandelt den Beobachter und Deuter nicht in einen blinden Hasser; aber wer Geist sagt, meint Sinn, und im Tiefsten, Letzten ist unsinnig, was um ihn her geschieht. Noch mitten im Entsetzen ist dichterische Treue der Mitteilung, wenn er am 6. April 1942 ins «Cahier» einträgt:

«Es ist fünf Uhr. Dieweil ich über das ‹Wetter› berichte, wird der Himmel durch Raketen, Feuer und Kanonaden gewaltig erregt. Oben die Engländer, unten die Deutschen. Alle diese Völkerschaften in der Pariserluft. Die Dummheit dieses ganzen Getöses ist wunderbar ... All das macht ‹Geschichte›, entstammt ihr und kehrt in sie zurück, reimt sich auf nichts, embêtiert oder schreckt die Leute auf, zerstört Waren und Energie, wird schöne Namen annehmen – setzt eine Grundgläubigkeit und eine Sensibilität niedrigster Art, von gemeinster Güte voraus – die menschlichste...»

1928 äussert sich Valéry in den «Regards sur le monde actuel», Caesar, Richelieu, Napoléon, Bismarck nennend, zum Gegenstand der Geschichte. Allen, die sich seither mit Fragen innereuropäischer oder afrikanischer und asiatischer Grenzziehungen abzugeben hatten – erinnert sei etwa an die UDSSR, Polen, die CSSR, Irland, Südtirol, die sieben jurassischen Amtsbezirke des Kantons Bern und, in fernsten Bereichen, Kongo, Katanga, Nigeria, Tibet, Kaschmir, Indien, West- und Ostpakistan – sollte Paul Valérys grundsätzliche Warnung vor Augen gehalten werden dürfen:

«L'histoire est le produit le plus dangereux que la chimie de l'intellect ait élaboré. Ses propriétés sont bien connues. Il fait rêver, il enivre les peuples, leur engendre de faux souvenirs, exagère leurs réflexes, entretient leurs vieilles plaies, les tourmente dans leur repos, les conduit au délire des grandeurs ou à celui de la persécution, et rend les nations amères, superbes, insupportables et vaines. – L'Histoire justifie ce que l'on veut. Elle n'enseigne rigoureusement rien, car elle contient tout, et donne des exemples de tout.»

Durch die Polarisierung der Meinungen fördert die Geschichtsschreibung die Verfeindung unter den Menschen. «Aucun historien n'a réussi à être serein et la violence partisane de la moitié des hommes s'est toujours plu à bannir l'autre moitié, du passé et du futur.» Geschichtsschreibung sei

lediglich eine literarische Gattung, die es zu sein sich schäme! 1938 einmal vom Faubourg Saint-Honoré zur Rue de Villejust heimspazierend und sich mit Lo Duca unterhaltend, zieht Paul Valéry die Summe seines Verhältnisses zur Geschichte. Es hatte sich herumgesprochen, dass er ahistorisch, ja antihistorisch denke und der Vergangenheit gleichgültig gegenüberstehe. Er rechtfertigt sich damit, dass wir aus der Geschichte vielleicht nur die nebensächlichen Tatsachen kennen und unabsehbar Wichtigeres nicht wissen. Im politischen Makrokosmos wie im privaten Mikrokosmos bleibe uns Wesentlichstes verborgen. Machen wir uns an eine Biographie, so wird uns wahrscheinlich das Geheimnis des innersten Lebens und seiner Beweggründe vorenthalten – «le plus vécu d'une vie».

Es ist Vitalität, was die Dichter von den Historikern unterscheidet. 1963 deutete Max Rychner vor der Bayerischen Akademie der Künste zwei «moderne Dichter als Gegner der Geschichte». In seinen Augen behaupten sich die beiden Grossstädter aus Berlin und Paris – der Arzt und Lyriker Gottfried Benn, der Jurist, Kulturkritiker und Dichter Paul Valéry – gegen ihren das Leben beschwerenden Anspruch. Ihre «antihistorische Denkweise» habe beiden «Respekt vor Menschen, Sorge um sie, und für einzelne Zuneigung oder gar Liebe» nicht genommen, obgleich sie die Geschichte und mit ihr die emsigen Menschen, die sie machen, verwarfen. Verharren im unfruchtbaren Sein des Betrachters stellt sich dem Leben lähmend entgegen. «La sécurité emporte avec soi une sorte d'inertie... dans une époque toute travaillée par les sciences, en perpétuelle transformation technique, où rien n'échappe à la volonté d'innovation, au délire de l'accroissement de précision et de puissance, où le souverain bien de la stabilité ne se retrouve plus que chez les peuples affaiblis, il ne suffit point de persévérer dans l'être.» Die Verherrlichung des Werdens im faschistischen Aufbruch jenseits des Rheins, und das Überlegenheitsgetue gegenüber den schwächlich gewordenen westeuropäischen Völkern, finden wir nicht beides bei Paul Valéry 1934 im Vorwort zur «Conquête méthodique» analysiert?

Was möchte Paul Valéry vor den Bedrohungen durch die Last geschichtlichen Wissens retten? Das Leben selbst vor dem Papier-Vampyr! «Le réel pur» müsste uns nach der Zerstörung allen Papiers der Banknoten, Verträge, Gedichte und Zeitungen erscheinen. In seinen Augen, wie in Friedrich Nietzsches Seherblick, könnte «ein Übermass von Historie ... die plastische Kraft des Lebens» angreifen. «Zu allem Handeln gehört Vergessen, wie zum Leben alles Organischen nicht nur Licht, sondern auch Dunkel gehört»; diesen «Nachteil der Historie für das Leben» möchte Paul Valéry sichtlich vor allem «Nutzen» hervorgehoben sehen! In seiner Natur lebt eine schöpferische Phantasie, die ermuntert, ihn den vitali-

stischen Denkern José Ortega y Gasset und Henri Bergson, den er zuhöchst verehrte, zu vergleichen, um ihn vom Verdacht eines alles ausschliessenden Rationalismus zu befreien:

«L'esprit va, dans son travail, de *son* désordre à *son* ordre. Il importe qu'il se conserve jusqu'à la fin, des ressources de désordre, et que l'ordre qu'il a commencé de se donner ne le lie pas si complètement, ne lui soit pas un si rigide maître, qu'il ne puisse le changer et user de sa liberté initiale.»

Wille zur Geschichte

Wer Valéry vor Vergangenheit und Gegenwart in der Haltung des methodischen Betrachters sieht und dabei versucht, seinem deutenden Vorgehen auf den Sprung zu kommen, kann keinen Augenblick ausser acht lassen, wie qualvoll es wohl war, den zerreissenden Gegensatz zwischen klarster Kenntnis der Kunst der Geschichtsschreibung und nicht geringerer Ahnung der Unmöglichkeit glaubwürdig gültiger geschichtlicher Darstellung ein schauendes und denkendes Leben lang in sich auszutragen. Am 13. Juli 1932 steht er vor den Maturanden des Lycée Janson-de-Sailly, um ihnen seinen «Discours de l'histoire» zu halten. Um die Jünglinge dank reizender «captatio benevolentiae» in Spannung zu versetzen, schildert er eine Szene, die ihm Edgar Degas beschrieben hat: An der Hand der Mutter besucht der künftige Maler die Witwe Joseph Le Bas', des Freundes Robespierres, der sich am 9. Thermidor erschossen hat. Auf die Portraits Robespierres, Georges Couthons und Saint-Justs weisend, fragt sie erschreckt: «Was, Du hütest hier noch die Bilder dieser Ungeheuer?» – «Schweig, Célestine, schweig, sie waren Heilige!» Und in den Jahren, da in der Mitte Europas geistig ungefestigte, leidenschaftlich haltlose Leute ohne Sinn für das Geheimnis übernationaler Zusammenhänge messianisch frevelnd an die Macht drängen, um zu lehren, dass Recht sei, was der eignen Nation nützt, klärt Paul Valéry die Köpfe der jungen Leute, als wolle er künftige Historiker in ihre Methode einweihen: «Was ist bemerkenswerter als solche Widersprüche, die trotz des Umfanges und der Güte der zur Erhellung der gleichen Spuren der Vergangenheit aufgewendeten Mühen fortdauern; und dass sich die Geister mehr und mehr verhärten und in gleicher Anstrengung voneinander trennen, die sie doch zum gleichen Urteil hätte führen sollen? Man mag die Bemühung vervielfältigen, die Methoden ändern, das Feld der Untersuchungen erweitern oder verengern, die Dinge von hoher Warte anschauen und zugleich in die innerste Struktur einer Zeit eindringen wollen, private Archive durchstöbern, Familienpapiere, Privatverträge, Tageszeitungen und lokale Beschlüsse der betreffenden Zeit durchgehen, zu übersehen bleibt dabei nicht, dass die verschiedenen Ent-

wicklungen weder zusammenlaufen noch durch eine einzige gleiche Idee zu umfassen sind. Immer schränken Natur und Charakter ihrer Urheber sie ein, und stets wird nur das Eine klar, dass es unmöglich ist, den Betrachter von der betrachteten Sache, die Geschichte vom Geschichtsschreiber zu unterscheiden.» Valéry ermuntert die Gymnasiasten vor allem, der eignen Erfahrung zu trauen und aus der Gegenwart das Muster für die «curiosité du passé» zu schöpfen. «Toutes les abstractions et notions que vous trouvez dans les livres sont vaines, si l'on ne vous donne le moyen de les retrouver à partir de l'individu.» War sich Valéry bewusst, dass er, zum Verstehen der Geschichte auffordernd, grundsätzlich wie Leopold von Ranke fragte: «Comment pouvait-on vivre à telle époque?» Diese aller dogmatischen Einfuchsung tief misstrauende Art des Gesprächs zwischen den Zeiten verrät den praktischen Franzosen, der sich mit dem Gedanken trug, Architekt zu werden und im platonischen Dialog «Eupalinos» 1921 mit allen Bezauberungen mittelmeerisch durchsichtiger, natürlicher Geistigkeit offenbarte, wie fassbar er in die Geheimnisse des Gestaltens, der Formwerdung und künstlerischen Wesensart des «homo faber» eingeweiht ist.

Wir Zeitgenossen des zwanzigsten Jahrhunderts sind Zeugen unglaublicher Betriebsamkeit der Geschichtsschreiber; wir sind dankbarste Leser der Historiker als Künstler, die ein oft verkanntes oder verborgenes Erbe erneut anschaulich machen – erinnert sei hier an Johan Huizinga, George M. Trevelyan, Werner Kaegi, Carl J. Burckhardt oder Golo Mann. Doch wie graut uns zugleich vor dilettantischer Berufung auf die Geschichte, welche die Rechtmässigkeit laut geforderter politischer Umgestaltung bezeugen soll. Thesen, die auf ersten Blick sogar bestechen, um durch das vermeintliche Machtwort der Geschichte demokratisch bestätigte Verfassungen und Gesetze aus den Angeln zu heben und Grenzen zu verrücken, erweisen sich bei gewissenhafter Prüfung als nicht anwendbar. Romantisch und unwissenschaftlich verklärte nationale Vergangenheit begründet kein Recht, gesetzlich gesicherte, rechtsstaatliche Wirklichkeit übereifrig, zornig oder missgelaunt zu ändern.

Dem Willen zur Geschichte kann man kaum gänzlich entsagen, wenn man besonders in krisenhaften Zeitläuften unentrinnbar an die Gegenwart des Staates erinnert wird. Wohl wird es Paul Valéry in der Demokratie nie. Man müsse unendlich dumm oder unendlich unwissend sein, um es zu wagen, zu den meisten Fragen Stellung zu nehmen, welche die Politik beantwortet haben muss. Sein «Faust» geisselt die Oberflächlichkeit der Staatsmänner, deren Verhalten darauf schliessen lasse, dass sie nichts aus der Geschichte gelernt haben. «Tous les politiques ont lu l'histoire; mais on dirait qu'ils ne l'ont lue que pour y puiser l'art de reconstituer

les catastrophes.» Unbarmherzige Beobachtung und Ironie für die Mängel bestehender Zustände sind nicht Zeichen der herablassenden Gleichgültigkeit des Aristokraten, sondern Beweis einer tiefen Sorge. Valéry würde die Aufgabe seiner Geistesart verraten haben, wenn er schönrednerisch die fragwürdige Dritte Republik verherrlicht hätte.

Littérature engagée

Mit der Kritik am bestehenden Staat setzt auch schon jene Tendenz zu dem ein, was nach dem Zweiten Weltkrieg als «littérature engagée» bezeichnet wird. 1933 gibt Paul Valéry auf eine Umfrage «sur la chose littéraire et la chose pratique» knapp und entschieden Auskunft, «faire partie d'un ‹parti›, c'est-à-dire de consommer chaque jour le sacrifice de l'intellect; et tout ceci pour la conquête ou la conservation d'un ‹pouvoir›, dont la possession sera, dans tous les cas imaginables, une expérience d'impuissance». Ideen im politischen Bereich wirkten öfter so, dass wer zu handeln glaubt, nicht handelt (oder seinen Plänen entgegengesetzt). Doch wer gar nicht zu wirken beabsichtigte, erzeugt, ohne es zu wollen, tiefe Veränderungen. «Il arrive que la Tour d'ivoire émette des ondes puissantes, d'elle-même inconnues... Que d'exemples depuis cent cinquante ans!...» Wo in einer Sternstunde des Geistes die Willensbildung der Nation und das künstlerische Gestaltungsvermögen zur Übereinstimmung kommen, wird der nüchterne Valéry feierlich ergriffen.

Staunend, bewundernd, ganz erfassend und doch Abstand haltend, steht er vor Voltaire, dieser wahrscheinlich vollkommensten Verkörperung französischer Geistigkeit nach dem «grand siècle». Unmittelbares Eingreifen und politisches Handeln selbst meidend, wird er dem temperamentvolleren, auch ruchloseren Vorgänger gerecht, der Denker, Dichter, als Verfasser der Geschichte Karls XII. von Schweden und Ludwigs XIV. auch Historiker, im Kampf gegen religiöse Unduldsamkeit zudem Politiker war. Paul Valéry sieht Voltaire als «littérateur engagé», ohne das Wort anzuwenden.

«Voltaire ist, glaub ich, der erste dieser Literaten, ... die sich, auf dem Gipfel ihres Ruhms angelangt, nicht enthalten können, eine beneidenswertere und hinreissendere Macht zu begehren als jene, welche ihnen ihre Schriftstellerei eingetragen hat. Glutverzehrt trachten sie im politischen Bereich nach einer neuen Laufbahn. Sie träumen davon, Menschen nach ihren Ideen handeln zu lassen, die lediglich zu erziehen, zu bewegen sie sich früher angelegen sein liessen. Chateaubriand, Lamartine, Victor Hugo, Zola, jeder auf seine Art vom politischen Dämon besessen, nehmen sich vor, durch Einwirkung auf zeitgenössische Seelen das Geschehen zu bestimmen, so wie sie früher die Gemüter durch die rein dichterischen Werke ihres Genius gelenkt hatten.»

Für das uns gegenwärtig bis zum Überdruss aufgetischte Wort «manipulieren» sehen wir zweimal «manœuvrer» hingeschrieben. Nobelste rationale Begeisterung packt Paul Valéry in der Erinnerung an Voltaires energische Hingabe, die Ehre der Familie Calas und des Chevalier de la Barre wiederherzustellen, und pathetisch fragt er: «Qu'est-ce qui résisterait à l'alliance de la vérité et de la pitié?» Wer konnte, mitleidend und mit der geprüften Nation die Wahrheit suchend, an jenem 10. Dezember 1944 anders reden, um Voltaires 250. Geburtstag nicht kultisch, sondern programmatisch zu begehen? Teilnahme am politischen Tagesgeschehen oder gar die Zugehörigkeit zu einem Parlament, die Maurice Barrès Lebenselement war, hätte ihm wie Entfremdung von der Aufgabe des Schriftstellers erscheinen müssen. Auch er hoffte nicht ohne Stolz auf die Strahlen, die von seinem elfenbeinernen Turm ausgesandt wurden. Horazisch unvulgär, meidet Paul Valéry das Getümmel des politischen Alltags, um nicht am Verrat der Intellektuellen mitschuldig zu werden, an jener heute immer unheimlicher werdenden «trahison des clercs», die Julien Benda in geistiger Verwandtschaft geisselte. Anstatt dem Amt unentwegter Aufklärung zu dienen, trügen sie mit verbissener Rechthaberei, die an Theologen-Haarspaltereien erinnern, an der Verfeindung der Menschen bei, anstatt durch Weisheit zu versöhnen.

Prophet und Nationalist

Jacob Burckhardt und Paul Valéry, als skeptische Aristokraten vergleichbar, sahen dank ihrer Fähigkeit, logische Schlüsse zu ziehen, Entwicklungen voraus, die seither ihrer Voraussicht gemäss eingetreten sind. Beide misstrauen aber dem Prophetentum. Der Basler meidet das «kecke Antizipieren eines Weltplanes», und Valéry erklärt: «J'ai horreur des prophéties.» Allerdings, als er 1932 die Umrisse einer «Politique de l'esprit» zeichnet, verlangt er Planung der Zukunft.

«Or, le travail mental de prévision est une des bases essentielles de la civilisation. Prévoir est à la fois l'origine et le moyen de toutes les entreprises, grandes ou petites. C'est aussi le fondement de toute la politique. C'est en somme, dans la vie humaine, un élément psychique devenu inséparable de son organisation.»

1896, nach kühl beschlossenem Verstummen des Lyrikers, zeigt er in der Londoner «New Review» das unheimliche Wachsen der wirtschaftlichen Macht des Deutschen Reiches auf. Methodisch wie Armee und Marine wird sie ausgebaut. Die ältern Nationen sieht er im irrationalen Ringen um Weltgeltung und Weltmacht in bedrohlichem Wettbewerb mit Deutschland, Italien und Japan, die er zusammen nennt, ohne zu ahnen, dass sie 45 Jahre später die westlichen Völker verbündet bekämpfen

werden. Ob Lord Salisbury, Aussenminister der Königin Victoria, diese wissenschaftlich anmutende Warnung mit dem gleichen Eifer wie den Brief seines Zürcher Generalkonsuls Dr. Heinrich Angst (seit 1903 Sir Henry Angst, Direktor des Schweizerischen Landesmuseums) vom 1. Februar 1896 gelesen hat, worin dieser erstaunlich seherisch – und gegen die öffentliche Meinung seiner Umgebung – auffordert, politische Schlüsse aus der Britenfeindlichkeit Mitteleuropas zu ziehen. Er sah die zwischen Bewunderung und einem Gefühl unverhohlener Minderwertigkeit irrational gegenüber Grossbritannien hin- und hergerissenen Deutschen einer Entladung des Willens zur Weltmacht zutreiben. 1919 setzt sich Valéry mit der «Krise des Geistes» auseinander, und ein eigentliches Stück europäischer Geschichte der eignen Zeit bietet er in der am 22. Januar 1932 gehaltenen Rede vor der Französischen Akademie, als er Marschall Philippe Pétain als deren Mitglied willkommen heisst. Wo ihn aus patriotischer Übereinstimmung die schöpferische Lust zu geschichtlicher Darstellung erfasst und er beredt, wie einst Bossuet an Königsgräbern, die Bedeutung der Staatlichkeit und die Würde, ihr zu dienen, feiert, verstummt seine Skepsis.

Und nicht nur sie! Auch er lässt sich zu Zeiten von vaterländischem Eifer hinreissen. 1931, als die östlichen Departemente seit zwölf Jahren wieder Teil der Französischen Republik sind, denkt und spricht Valéry in den revanchistischen Ordnungen des «toujours y penser, ne jamais en parler!». Der Friede von Frankfurt hatte das Staatsgebiet des Second Empire um 2,65% (mit mehrheitlich nichtfranzösischsprachiger Bevölkerung) gemindert. Doch scheint selbst ihm der Stachel der Erinnerung schwervernarbter Demütigung noch im Fleisch zu sitzen. «Ce traité de paix était le modèle de ceux qui n'ôtent point tout espoir à la guerre. Il plaçait la France dans une menace latente qui ne lui laissait, au fond, que le choix entre une vassalité perpétuelle à peine déguisée et quelque lutte désespérée.»

Dem neutralen Schweizer graut bei dem Gedanken, wie diese Sätze aus der Rede zu Ehren Philippe Pétains aus dem Mund eines mit ebenbürtiger Vernunft begabten, auch europäisch denkenden Deutschen ins Deutsche und in die neuern deutschen geschichtlichen Gegebenheiten übersetzt lauten müssten, sobald er bedächte und errechnete, wie das Deutsche Reich 1919 um 13% seines Staatsgebietes (mit ebenfalls überwiegend fremdsprachigen Bevölkerungen) und 1945 noch einmal um weitere 24% verkleinert wurde. Dies sei beileibe keine Ermunterung zu einem spiegelbildlichen «immer dran denken, doch nie davon reden»; sondern nur ein Hinweis aus Hochachtung darauf, dass in der Mitte Europas die Tugenden der Entsagung vor der Geschichte nicht zu allen Zeiten und bei

allen fehlen, wie eine geschickte Propaganda oft glaubwürdig zu machen versucht.

Auflehnung gegen Gewalttätigkeit

In den «Fluctuations sur la liberté» – einem eigentlichen Instrument zur Erklärung der Ungeduld, die 1789 und 1917 zu Revolutionen geführt und unsägliches Elend und neue Ungerechtigkeit zur Folge gehabt hat – wird ein politisches Klima anschaulich, mit dem wir uns wieder vertraut zu machen haben:

«Bewegungen gehen hervor, die Hindernisse zu überrennen streben; Bilder tauchen auf, die den Genuss und das Glück, davon befreit zu sein, vorspiegeln. Daraus wird die Idee des Vergnügens geboren, das man an der Tat, sie anzugreifen und in wenig Augenblicken zu zerstören, fände. Unter dem Namen der Freiheit werden Gewalttätigkeit und ihre grellen Farben, ihre Lieder und Gebärden zur unwiderstehlichen Versuchung. Fast immer, wenn der Löwe, des Gehorsams gegen seinen Herrn müde, ihn zerrissen und aufgefressen hat, folgt die Beruhigung seiner Nerven und es findet sich ein andrer, vor ihm auf dem Bauch zu liegen ... Solche Auflehnung zerstört, ohne zu unterscheiden. Darin erkennt man die Gewalt, dass sie nicht wählen kann: man sagt mit Recht, dass der Zorn blind mache. Eine Explosion oder eine Feuersbrunst zieht einen bestimmten Raum samt seinem Inhalt in Mitleidenschaft. Es ist ebenso sehr Illusion, sich einzubilden, dass eine Revolution oder ein Krieg gegebene Probleme lösen, als zu glauben, dass sie lediglich das Böse abschaffen würden.»

Nicht nur Aufruhr und Krieg bedrohen die Freiheit des einzelnen. Liest man Paul Valérys Briefe der Jahre 1914–1918 und 1939–1945, so ist man eher erstaunt, ihn in seiner Denkarbeit wenig bedrängt zu sehen. Was er fürchtet, ist der Staat, der das Individuum zu absorbieren droht.

«Mais l'individu, c'est aussi la liberté de l'esprit. Or, nous avons vu que cette liberté (dans son sens le plus élevé) devient illusoire par le seul effet de la vie moderne. Nous sommes suggestionnés, harcelés, abêtis, en proie à toutes les contradictions, à toutes les dissonances qui déchirent le milieu de la civilisation actuelle. L'individu est déjà compromis, avant même que l'Etat l'ait entièrement assimilé.»

Der Titel des Essais, in welchem 1935 die lebensfeindliche Allmacht des modernen Staats angeprangert wird, lautet bezeichnenderweise: «Le bilan de l'intelligence».

Diese Philosophensorge um das Los des modernen Menschen in seinem politischen Schicksal eines totalitären Anspruchs entspringt keiner Ordnung überlieferter Metaphysik, denn diese vermag den Pragmatiker zu keiner feststehenden Wahrheit zu führen. «Nur was nachprüfbar ist, ist wahr.» Jeder Begriff einer Partei, einer Klasse oder einer gottesdienstlichen Ordnung ende in der Verwirrung aller Wahrheit. Hegelianern und Mar-

xisten müssen beim Lesen dieses Bekenntnisses aus dem Brief an Dr. med. Albert Coste die Haare zu Berge stehen! Und dem Machthaber im Gemeinwesen, wo der Marxismus-Leninismus, bei mittelalterlich-unduldsamer Ausschliessung anderer Bekenntnisse, zur Staatsreligion erhoben wurde, graut wohl vor der Behauptung Valérys: «Wo es keine Freiheit des Geistes gibt, welkt das Kulturleben.» Wie sich dieser Geist zwischen Krieg und Frieden zu bewähren und einzusetzen hat, zeigt ein Brief an Jean Guéhenno, wo ohne Vorbehalt Joseph de Maistre und Nietzsche das Recht zugestanden wird, vom Krieg einen Fortschritt zu erwarten. Doch darum geht es Valéry selbst keineswegs! «Wer wie ich am Geist hängt und den Krieg verabscheut, hat mit den Mitteln des Geistes gegen den Krieg einzutreten; darunter verstehe ich aber nicht kämpferische Ansprachen, Deklamationen, an Versammlungen gefasste Resolutionen, Schwüre usw., denn all das sind auch Gewaltshandlungen, die eine kriegerische Seele nicht ausschliessen. Krieg entspringt der Politik; welcher Art auch immer eine Politik sei, so bedarf sie für ihre Zwecke der Gläubigkeit, der Erregbarkeit des Gemüts; sie braucht Entrüstung, Hass, Vertrauen und Wahnvorstellungen, was hinwiederum Mittel sind, den Menschen in ein Kampftier zu verwandeln. Es ist der Mühe nicht wert, Kriege abschaffen zu wollen, wenn man sich nicht damit abgibt, im Tiefsten die Bestialität auszurotten.» Hier wird nicht einer Stimmung gehorcht, sondern folgerichtig gedacht. Analyse, nicht Gewalttat macht mit den Möglichkeiten des gangbaren Fortschrittes bekannt. «La violence, la guerre ont pour ambition de trancher en un petit temps, et par la dissipation brusque des énergies, des difficultés qui demanderaient l'analyse la plus fine et des essais très délicats, – car il faut arriver à un état d'équilibre sans contraintes.» So klärte man einst in Attika die Geister auf.

CHRISTOF SCHMID

Robert Walsers «Geschwätzigkeit»

Ausgehend von der Annahme, dass Grundbefindlichkeiten eines Textes im Verhältnis seines Autors zur Sprache selbst, also zum Material und Gegenstand seiner Arbeit, fassbar sind, wird hier ein günstiger Blickpunkt gesucht, von dem aus Robert Walsers Werk gesehen werden kann.

Bis heute, wo nach Seelig durch Greven das Gesamtwerk dieses Autors langsam zugänglicher wird, und wo sich auch die Literaturwissenschaft